

Der Hölle entkommen

Wenn es die Hölle gibt, dann ist ihr Usame auf seiner Flucht aus Somalia sehr nahe gekommen. In der Psychologischen Beratungsstelle für politisch Verfolgte und Vertriebene der eva kämpft er gegen die quälenden Bilder in seinem Kopf.

Zusammengepfercht kauern 125 Männer, Frauen, Kinder in einem Schlauchboot. Sie haben keine Kraft mehr. Raue See. Es ist mitten in der Nacht. Der Motor stottert. Einige springen auf. Bleibt doch sitzen, schreit einer. Das Boot taumelt. Plötzlich ein Riesenknall. Flammen schlagen aus dem Motor. Die Kanister, das Flüssiggas. Wieder eine Explosion. Noch lauter. Frauen, deren wallende Kleider brennen wie ihre Haare. Sie schreien. Das Boot sinkt. Die Wellen schlagen hoch. Dann ist es still.

Seit fünf Monaten macht der 18-Jährige Usame eine Trauma-Therapie. An diesem Morgen ist er in die Psychologische Beratungsstelle der eva gekommen, um von einer Welt zu erzählen, in der ein Menschenleben wenig zählt. Diese Welt wird gerne ausgeblendet im westlichen Europa. Aber sie lässt sich nicht so leicht wegzappen. „Viele Menschen in dem Boot sind verbrannt und ertrunken“, sagt Usame und senkt seinen Blick auf den Tisch, auf seine Finger, die sich unablässig ineinander verhaken. Als der Dolmetscher übersetzt hat, fügt er leise hinzu: „Ich hatte Glück.“ Die Brandnarbe auf seinem Oberschenkel erinnert ihn an jene Nacht auf dem Meer. Von Tripolis aus hatte das Schlauchboot Kurs auf Sizilien genommen. 470 Kilometer. Ein Himmelfahrtskommando! Usame saß in der Nähe des Bootsführers. Als das Unglück passierte, klammerten sich beide an einen Rettungsring. Andere ertranken neben ihnen, sie trieben stundenlang auf offener See, völlig entkräftet, bis Fischer sie entdeckten und zurück an die libysche Küste brachten. Das ersehnte Europa schien weiter weg denn je.

Mit vier Geschwistern ist Usame in der Kleinstadt Galgala im Norden von Somalia aufgewachsen. Bis er 15 war, hatte er ein relativ normales Leben. Die Familie arbeitete in der Landwirtschaft, Usame ging zur Schule und half seinem Vater nachmittags auf dem Feld. Eines Tages rückte die Terrormiliz Al-Shabaab in Galgala ein und mit ihr kam die Gewalt. Wer gegen ihre Vorstellung des rechten Lebens verstößt, den bestrafen die radikalen Islamisten brutal. Sie richten Andersdenkende öffentlich hin, steinigen sie, amputieren ihnen Arme und Beine bei lebendigem Leib. Ein Cousin, selbst ein Al-Shabaab-Kommandant, setzte Usame unter Druck. „Er hat zu mir gesagt: Du gehörst zu uns. Wir bilden dich zum Kämpfer aus.“ Die

Mutter wollte ihren Jungen nicht opfern für den Terror, den Islamisten Heiligen Krieg nennen. Lieber schickte sie ihn weg. Versteckt in einem Viehtransporter gelangte er, gerade 16 geworden, mit zwei anderen Jungs in die Großstadt Hargeisa. „Am Anfang kam es mir wie ein Abenteuer vor.“ Die Tante hatte ihm etwas Geld zugesteckt, um Schlepper zu suchen. Ein Kinderspiel. „Sie haben uns einfach auf der Straße angesprochen und gefragt, ob wir nach Europa wollen.“ Alle in Hargeisa redeten von diesem Europa, von dem Usame vorher noch nichts gehört hatte.

Bis Addis Abeba ging alles glatt. Dort wurde die Gruppe, mittlerweile auf über 50 Frauen und Männer angewachsen, an äthiopische Schleuser übergeben. Jeder bekam ein Säckchen mit Datteln und ein paar Kekse, dazu zwei Flaschen Wasser. Proviant für acht Tage quer durch den Sudan, durch die gleißend heiße Sahara. Fast jeder zweite schaffte es bei dem Marsch nicht, die Verdursteten blieben wie Abfall am Wegesrand zurück. „Die Leute haben sich gegenseitig das Wasser geklaut“, sagt Usame. „Sie haben ihren eigenen Urin getrunken.“ Sein Blick schweift ab zum Fenster, an das an diesem Tag ganz sachte der Stuttgarter Sommerregen pocht.

Usame braucht eine Pause, findet die Therapeutin Vassia Zoi. Nicht nur er. „Schau mal, in Stuttgart regnet es viel und oft“, sagt die Psychologin. „Hier wirst du immer genug zu trinken haben.“ Usame nimmt einen Schluck aus dem Wasserglas, das Vassia Zoi in den Therapie-Sitzungen auf den Tisch stellt. Ein paar flüchtige Worte über seinen Alltag im Wohnheim und den Schwimmbad-Besuch gestern. Dann will Usame weiter erzählen. Das Unbeschreibliche zu beschreiben – auch darum geht es in der Trauma-Therapie.

Mitten in der Wüste wurden der junge Somali und die anderen Überlebenden an eine libysche Bande verschachert. Die Schlepper hatten nur eines im Sinn: Geld aus ihrer menschlichen Beute zu erpressen. „Willkommen in der Hölle – genau das haben sie zu uns gesagt.“ Usame lächelt, als könne er so den Schmerz aus der Erinnerung verbannen. „Sie haben uns wie Tiere eingesperrt.“ Sie schlugen die Flüchtlinge, folterten sie, gaben den halb Verdursteten mit Flüssiggas versetztes Wasser zu trinken. Per Telefon drohten sie den Angehörigen: „Wenn ihr nicht bezahlt, dann erschießen wir eure Leute.“ Usames Familie hatte kein Geld. Mehr als ein Mal wünschte sich der Junge, endlich zu sterben. Nach zwei Monaten gelang ihm durch einen Zufall die Flucht.

Der Name Usame stammt aus dem Arabischen und heißt „Löwe“. Dieser zierliche Junge, der in seinem grauen Kapuzenpulli versinkt, er kann kämpfen. Er schlug sich durch bis Tripolis und stieg auf jenes Schlauchboot, das ihn dem Tod so nah brachte. In einem libyschen Krankenlager kam er nach dem Unglück wieder zu Kräften und traf Landsleute, die seine Geschichte nicht gleichgültig ließ. Sie sammelten Geld für ihn, 800 Dollar für das zweite Ticket übers Meer. „Ich hatte Angst, aber ich wusste, dass Allah bei mir ist. Ich hatte die Hölle schon überlebt.“ Der zweite Versuch glückte. Usames Reise war erst zu Ende, als er am Stuttgarter Hauptbahnhof Hilfe bei der Polizei gesucht hat. Fast neun Monate waren seit dem Abschied von seiner Familie vergangen.

Bis auf Weiteres darf Usame in Deutschland bleiben. Sein Weg ist lang und kräftezehrend. Jener, der hinter ihm liegt genauso wie der, den er noch gehen muss. Er will Deutsch lernen und die Therapie weitermachen, um irgendwann den Kopf freizubekommen für Dinge, die andere 18-Jährige beschäftigen: Schule, Ausbildung, eine eigene Wohnung. Der Somali vermisst seine Familie. Usame träumt davon, Pilot zu werden. Nur 13 Flugstunden liegen zwischen Frankfurt und Hargeisa. Über den Wolken gibt es keine Grenzen, sagt er. Da oben seien alle Menschen frei.

